

genseitigkeit, die unsere Staatssouveränität nicht schädigt, je nach dem Umfange fremdes Kapital und auswärtige Fachleute als Hilfe ins Land gezogen werden. Wenn die grundlegenden Unternehmungen des Verkehrs und Transports entwickelt sind, so werden durch ihre Erleichterung auch die Landwirtschaft, Industrie und der Bergbau den Nutzen davon haben. Die Schwierigkeit der Übervölkerung wird dadurch leicht gelöst werden und auch das Leben auf dem Land wird sich fortschrittlich gestalten.

Heute geht unsere Gesellschaft in eine Wirtschaftsgesellschaft über, unsere Zeit ist eine Zeit der modernen Wissenschaft, unsere Nation hat schon einmal im Lauf ihrer Geschichte eine Hochkultur hervorgebracht. Wir besitzen ein einzigartiges, großes Landgebiet

in der Welt. So sind wir uns bewußt, Menschen zu sein, die etwas wirken können, in einem Lande zu wohnen und eine Zeit getroffen zu haben, in der sich wirken läßt, daß Wissen schwer und Handeln leicht ist, zu erfüllen. Dann werden die schöpferischen Geister entdecken und schaffen, Verbreiter werden ihnen nachahmen und ihre Erkenntnisse weitergeben und die Empfangenden werden freudig den Führern folgen. So wird ein neuer Staat entstehen, der dem Volk gehört, durch das Volk regiert wird und dem Volke zu Nutzen kommt, in dem die Regierung in Ordnung und das Leben fröhlich gestaltet ist. Wenn dem so ist, wird nicht nur die Existenz der chinesischen Nation geschützt und befestigt, sondern für die Entwicklung der ganzen Menschheit wird dadurch Wesentliches geleistet.

## BUCHERBESPRECHUNG

Julius Richter, Das Werden der christlichen Kirche in China. Bertelsmann, Gütersloh 1927. 584 S. Geb. RM. 25.—.

Der Titel des Buchs müßte wohl richtiger lauten: „Bericht über den bisherigen Verlauf der protestantischen Mission in China“, wie der Verfasser den Inhalt seines Werks in einem Schlußwort selber zusammenfaßt. Eine christliche Kirche im Sinne einer alle Denominationen umfassenden Einheit gibt es, wie der Verfasser selbst darlegt, in China noch nicht. Was er betreffs des Problems „Das Verhältnis von Konfuzius zu Christus“, an der Möglichkeit einer Einigung der Missionare über diesen Punkt verzweifelnd, erwartet: daß nämlich „erst die chinesischen Christen eine befriedigende Lösung finden“ werden, das gilt wohl auch in bezug auf die chinesische Nationalkirche: auch sie kann — falls sie überhaupt jemals geschaffen wird — nur von den chinesischen Christen gebaut werden. Die Missionare werden sich nie einigen können, auch

wenn ihnen, wie 1922 auf der Schanghaier Konferenz, ihr Geschäftsausschuß ein „Meisterstück“ von Formel vorlegt, „der alle Seiten mit voller Freudigkeit zustimmen konnten“ und die daher von der Konferenz „als eine große Erleichterung“ empfunden wurde; nur daß, wie eine Anmerkung hierzu (S. 310f.) beweist, gewisse Kreise des Protestantismus durch sie doch ausgeschlossen wurden und daß sie anderen Kreisen wiederum Anlaß gab, aus der durch diese Formel geschaffenen Gemeinschaft später wieder auszutreten. Ist somit das Resultat der jahrhundertelangen Arbeit der Mission nicht gerade sehr ermutigend, da man von der „einen allgemeinen christlichen Kirche in China“ noch weit entfernt ist, so ist doch die Summe von Arbeit, wie sie im ersten Hauptteil des Buchs, einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Mission in China von ihren Anfängen bis zur Schanghaier Konferenz 1922, dargestellt wird, nicht zu verachten. Im einzelnen und von einzelnen

sind da Taten der Hingebung und des guten Willens vollbracht worden, die sicher nicht vergebens gewesen sind. Und die Rundschau über die von den verschiedenen Missionsvereinen in den verschiedenen Provinzen geleistete Arbeit, die der zweite Hauptteil des Buches bringt, führt eine Fülle von Material herbei, die von der quantitativen Leistung einen überwältigenden Begriff gibt. Erfreulich ist dabei, daß der Verfasser die in neuerer Zeit ja mehrfach gerügten Mängel des Missionsbetriebs (namentlich im 19. Jahrhundert) nicht bemäntelt, sondern offen aufzeigt und die Berechtigung der von gebildeten Chinesen geübten Kritik anerkennt. Mit der Mission im alten Stil ist es in China jetzt wohl aus; so ist es gut, daß dies Buch Material für den künftigen Historiker festlegt. F. B.

Judith Gauthier, *The Imperial Dragon*.  
Translated by M. H. Bourchier. London,  
Brentanos Ltd. 7/6 net.

Die Geschichte der mißlungenen Empörung eines Arbeiters gegen den Kaiser Kang Hi, reich an „thrilling incidents and horrors“ und unmöglichen Situationen.

Grosbie Garstin, *The Dragon and the Lotus*. London, Heinemann Ltd. 10/6 net.

Eine Reisebeschreibung alter Art, aus der man über die berührten Länder Wichtiges nicht erfahren kann. F. B.

Wissenschaftliche Volksbücher für Schule und Haus. Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg.

Bd. 1. Sven Hedin, *Durch Asiens Wüsten*. 1922. 112 S. Preis: RM. 2.50.

Bd. 21. Sven Hedin, *Drei Jahre im innersten Asien*. 1922. 157 S. Preis: RM. 2.50.

Bd. 20. F. v. Richthofen, *Auswahl aus den Tagebüchern aus China*. 1924. 161 S. Preis: RM. 2.50.

In sehr verdienstvoller Arbeit hat Fritz Gansberg aus den Aufzeichnungen der berühmten Forscher eine Auswahl getroffen, die er hiermit zur Lektüre anbietet. Wenn auch manches aus den Tagebüchern Richthofens den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft nicht erreicht, so ist es doch sehr erfreulich, daß die Bekanntschaft dieses wichtigen Forschers auf solche Weise einem großen Kreise auch nichtfachmännisch vorgebildeter Leser vermittelt wird. Besonders aber werden die beiden Bändchen von Sven Hedin durch ihre spannende Erzählungskunst zu fesseln wissen und gleichzeitig die Kenntnisse aus einem Forschungsgebiet verbreiten. Die Sammlung ist ja wohl besonders für Knaben und Mädchen bestimmt und wird sicher das Interesse der wißgebierigen Jugend befriedigen können. Hm.

Herbert Engelmann, *Das chinesische Eherecht*. Inauguraldissertation zur Erlangung der juristischen Doktorwürde der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Breslau. Stuttgart, Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1928. 190 S.

Als Ergänzung der Schrift von Erich Schmitt über das gleiche Thema, die kürzlich an dieser Stelle besprochen wurde, ist die vorliegende Arbeit höchst begrüßenswert. Sie bringt nämlich das, was jene vermissen ließ: eine Darstellung des modernen chinesischen Eherechts auf Grund des gegenwärtigen Entwurfs des chinesischen bürgerlichen Gesetzbuches und ferner die Übersetzungen der in Betracht kommenden Abschnitte aus dem Da Tsing Lü Li und dem Entwurf. Möge diese Arbeit recht bald Nachfolger finden auf den übrigen Gebieten des chinesischen Rechts. Hm.

Paul Cohen-Portheim, *Asien als Erzieher*. Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1920. VIII und 241 S.

Man hat Asien und Europa häufig einander antithetisch gegenübergestellt, indem man das eine als den Vertreter des Weiblichen, das andere als den des Männlichen, das eine als das räumlich ausgebreitete, das andere als das zeitliche, das eine als das empfangende, das andere als das schöpferische Prinzip, Asien als Vertreter der Weisheit, Europa als den des Wissens aufgefaßt hat. Von diesen antithetischen Gegensätzen geht auch das vorliegende Buch aus und führt sie im einzelnen durch auf den Gebieten des Völkerlebens, der Kunst und des Geistes. Die Gefahr solcher Gegenüberstellungen liegt in einseitigen Überspitzungen; es ist sehr schwer, die Gegensätze klar herauszuarbeiten und dabei doch den Gegnern gerecht zu werden. Dieser Gefahr ist der Verfasser nur selten erlegen, im allgemeinen entbehren seine Ausführungen nicht des Geistes und der Tiefe. Besonders versöhnt der schöne Ausklang des Buches, der Ost und West gerade in all ihren Gegensätzlichkeiten als eine große Einheit zusammenschaut, als orbis terrarum der Völker, der Kunst und des Geistes. Hm.

Frühling und Herbst des Lü Bu We. Aus dem Chinesischen verdeutsch und erläutert von Richard Wilhelm. Jena 1928, Eugen Diederichs Verlag.

Aus den Schächten des altchinesischen Schrifttums ist durch R. Wilhelms erstmalige Übersetzung und Herausgabe des Tschun Tsiu des Lü Bu We ein neuer Schatz zutage gefördert, der nach mehr als einer Seite hin Beachtung verdient.

Zwar bleibt im unklaren, wie weit das Werk wirklich seinem Anspruch nach auf das dritte vorchristliche Jahrhundert zurückgeht. Giles hat kurzer Hand geurteilt, hinter dem Kommentator Han Yü aus der Han-Zeit verstecke sich in Wahrheit der Verfasser selbst. Ohne Zweifel hat das Werk in der Han-Zeit eine Redaktion erlitten. Aber das ist das Schicksal, das zu unserem Leidwesen mehr oder weniger

die gesamte vor der Han-Zeit entstandene Literatur betroffen hat, was bei jedem einzelnen Werk eine sorgfältige Prüfung seiner Überlieferung und Entstehungsgeschichte notwendig macht. Man denke nur an O. Frankes ausgedehnte Studien, die sich auf das Problem des klassischen Tschun Tsiu beziehen.

Der Titel „Tschun Tsiu“, „Frühling und Herbst, Blüten und Vergehen“ — ein alter Name für Annalen, Chroniken — bezog sich ursprünglich vielleicht nur auf den ersten Teil des vorliegenden Werks, die „zwölf Aufzeichnungen“ (S. 1—156), nämlich entsprechend den zwölf Monaten. Sie werden eingeleitet jedesmal durch astronomische Angaben, die sowohl für sich als für die Fragen der Abfassungszeit wichtig sind, und durch solche über das Naturleben den Zeiten entsprechend. Dies natürlich in engem Zusammenhang mit den Handlungen, die auf der Seite des Menschen dem Gange der Natur entsprechen bzw. entsprochen haben. Besteht doch in dieser kosmischen Einheit, kraft deren Natur und Mensch durch ein „Dau“ verbunden sind, das ausgeprägteste Charakteristikum der chinesischen Denkungs- und Lebensweise. Mancherlei interessante Einblicke in das altchinesische Leben bei Hof und beim gewöhnlichen Volk vermitteln uns diese Kapitel. Darunter so wertvolle Ausführungen wie die über die Musik. Sie sind nach Wilhelm die älteste uns vorliegende Fassung der chinesischen Musiktheorie überhaupt. Gerade bei der Musik tritt ja in einer dem modernen Menschen schwer nachzuerlebenden Weise der Zusammenhang, die wechselweise Bedingtheit und Beeinflussung zutage, die zwischen den Tönen auf der einen und dem Tun der Menschen, dem sozialen Zustand, der Güte oder Verderbnis der Regierung auf der anderen Seite besteht.

Der zweite Teil (S. 157—372) enthält „acht Betrachtungen“ in je acht Kapiteln (ein Kapitel fehlt). Sie zeigen uns in oft sehr originellen Betrachtungen (Beispiel: Der Axt-

dieb, im Kapitel „Beseitigung der Befangenheit“) die Art der allgemeinen Menschennatur, die des einfachen Volkes, der Beamten, der Fürsten, und werden häufig zu politischen Gesprächen, illustriert durch eine Fülle von Beispielen anekdotenhafter und mehr noch geschichtlicher Natur und, aus den einfachen Betrachtungen sich verdichtend, zu ethischen Imperativen, „Maximen und Reflexionen“, eine Art der Literatur, die gerade in dieser Anknüpfung an kleine Begebenheiten des Lebens und der Geschichte von den „Gesprächen des Konfuzius“ her der chinesischen Art so außerordentlich entsprechend ist.

Verhält es sich schon bei Kung Dsi und Mong Dsi so, daß das, was sie als Prediger der rechten Lebensnorm aufstehen läßt, die Verwirrung des öffentlichen Lebens zu ihrer Zeit ist, so werden in unserm Werk die Klagen über die traurige Gegenwart noch viel stärker vernehmbar. „Heutzutage verkommt die Welt immer mehr, der Pfad der heiligen Könige gerät in Vergessenheit . . . Leichtsinzig stürzen die Fürsten ihre Untertanen in den Tod. Die Alten und Schwachen sterben vor Kälte und Hunger eines frühzeitigen Todes, die Starken und Kräftigen werden ausgerottet, aufgezehrt, erschöpft, vernichtet . . .“ Man fragt sich an solchen und andern Stellen: Gesprochen im 3. Jahrhundert v. Chr.? oder im 20. Jahrhundert n. Chr.? oder im 19.? oder in welchem nicht?

Und ebensolche Fragen, wenn wir die scharfe an den Beamten geübte Kritik lesen. „Sie ergötzen sich an ihrem Rang und Stand, an ihrem Einkommen und Reichtum. Väter und Söhne und wer zur Familie gehört, bilden eine Clique und sind ein Herz und eine Seele, aber dadurch bringen sie die Grundlagen des Staats in Gefahr!“ —

Wie sagt Sun Yat Sen in der ersten Rede über seine berühmten Drei Grundlehren vom Volk? „Die Chinesen haben ein stark ausgeprägtes Familien- und Sippenbewußtsein. In

Familie und Sippe bringen die Chinesen ungeheuerliche Kräfte auf und sind zu jedem Opfer bereit. Aber dem Staat gegenüber fehlt der Geist der Aufopferung.“ — Noch manch andere Klage wird in diesem Zusammenhang laut über die heillose Verwirrung der Zeit und die selbstsüchtige Enge der Menschen oben und unten.

Doch fruchtbarer als in den Niederungen des Allzumenschlichen zu verweilen, durch die uns die Betrachtungen bei Lü Bu We vielfach hindurchführen, bleibt es jedenfalls, auf die eigentümliche Kraft und Größe zu achten, wie sie seit ältester Zeit im Chinesentum, und zwar gerade als das ihm Charakteristische hervorgetreten ist, und von der auch unser Werk zeugt. Es ist die sittliche Kraft und einsame Größe der Persönlichkeit, des „Gün Dsi“, des von den Bindungen der Naturtriebe und des natürlichen Egoismus — wie auch von den Gedanken an Lohn und Strafe — freien, in den ewigen heiligen Ordnungen des Kosmos lebenden Menschen. Das Ideal einer Persönlichkeit, die sich nie wegwirft, die frei ist auch dem eigenen Leben gegenüber, ohne Schwanken dieses preisgebend wenn es gilt, die Norm der sittlichen Ehre ungebeugt zu lassen. Eine persönliche Größe, die oft herb und kühl anmutet und deren Bild doch die kleine Schar derer sämtlich geprägt hat, die als wirkliche Sterne in der chinesischen Geschichte oft gerade in den Zeiten tiefster Dunkelheit aufleuchten. In diesen Zusammenhang gehört in unserm Buch u. a. die prachtvolle Geschichte von Liä Dsi und seiner Frau, von dem Feldherrn Dsi Nang und dem Beamten Schi Du im Reiche Tschu und manches von dem Kanzler Guan Dschung. Sie alle bezeugen es: „Wenn einer sittliche Klarheit besitzt, so können ihn die Außendinge nicht verwirren“, und in der Freiheit sittlich harmonisierter Klarheit ist er fähig, das Höchste zu leisten. Denn „Ist man recht, so wird man ruhig; ist man ruhig, so

wird man rein und klar; ist man rein und klar, so wird man frei; ist man frei, so braucht man nichts zu tun und dennoch bleibt nichts ungetan.“

Wie hier das berühmte Wu We des Laotse hindurchklingt, so ist es auch sonst in diesen Ausführungen so, daß sie nicht einseitig nach der Schullehre des Kung Dsi geprägt sind. Wird doch nicht nur auf Dschuang Dsi und Liä Dsi als Männer der Weisheit verwiesen, sondern sogar Mo Dsi wird — ganz im Gegensatz zu Mong Dsis Einstellung — mit Kung Dsi zusammen als der genannt, der „die große Weisheit auf Erden durchführen wollte“.

Der dritte Teil (S. 373—461) hat im wesentlichen denselben Charakter wie der zweite. Doch sind die „sechs Abhandlungen“, aus denen er besteht, sozusagen erdegebundener. Das auch ganz wörtlich gemeint. U. a. enthält die letzte der Abhandlungen (vgl. 26) interessante Aufschlüsse, wie der Ackerbau in alter Zeit betrieben wurde und wie das Leben des Bauern gestaltet und sein Stand bewertet war. Als Ziel der inneren Politik wird deutlich ausgesprochen: den Bauern bei der Scholle halten! Fängt er erst an beweglich zu werden, so will er sich auch nicht mehr befehlen lassen. Er verliert nicht nur seinen schönen Besitz, er verliert auch seine Tugend; und der Staat den Arm, der ihn beschützt und für ihn Krieg führt. Das Volk sollte am besten gar nichts wissen von Reichtum und Armut. Es soll säen und ernten, gehorsam den Zeiten wie der Himmel und die Erde sie schicken, und nicht „die Zeiten verderben“ und dann noch gar „um die Zeiten jammern“. — (Spricht hier gar der Geist des Napoleons jener Zeit?) —

So ist das Buch mit der Fülle seiner Einzelheiten eine reiche Schatzgrube für die Erkenntnis des ausgehenden chinesischen Altertums. Nur ist davor zu warnen, es etwa in einem Zug durchlesen zu wollen. Dem widerspricht durchaus sein Charakter. Eher ließe sich ihm für jeden einzelnen Kalendertag ein

Stück entnehmen, das des Nachdenkens, der Betrachtung, der Forschung wert ist. Es wird auch seinerseits nicht verfehlen, jene eigene Wirkung auszuüben, mit der das reale Leben und die beschauliche Weisheit des chinesischen Altertums uns immer wieder in ihren Bann zieht.

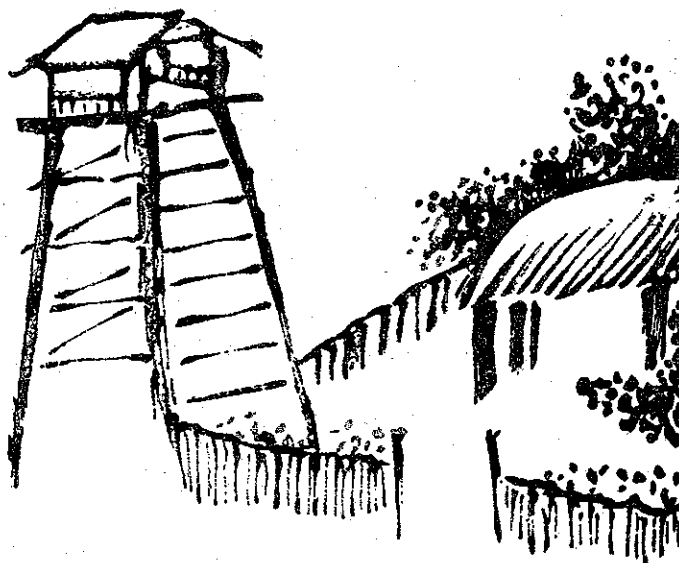
Wie diese Weisheit, sofern sie den Inhalt dieses Buches ausmacht, zustande gekommen ist, was jener schlaue Kaufmann Lü Bu We, der als der wahre Vater des kriegsgewaltigen Tsin Schi Huang Di gilt, damit zu tun hat, das lese man in der Einleitung des Werkes selbst nach. Wilhelm Schüler.

Dr. Gerhard Menz, Professor der Handelshochschule in Leipzig: Flutwende. Die Entwicklungen Chinas zum Abendlande in den letzten 100 Jahren. Mit einer Karte. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1926. 163 S. Rm. 6.50.

Der Verfasser, der eine Reihe von Jahren in Tsingtau tätig war, hat Gelegenheit gehabt, mit den in Betracht kommenden Verhältnissen persönliche Bekanntschaft zu machen und hat auf der so gewonnenen Grundlage sorgfältig weitergebaut. Er gibt in dem vorliegenden Werk eine kurze, sachliche Darlegung des Tatsachenmaterials der Entwicklung des Fernen Ostens in den letzten 100 Jahren, das er in 6 Kapitel einordnet. Das erste Kapitel behandelt die Beziehungen zwischen China und Europa bis zum 18. Jahrhundert. Das zweite Kapitel zeigt die großen Umwälzungen um 1800, das Auftreten Englands auf dem Plan, den Opiumkrieg und seine Folgen, aus denen das Ziel Europas, China dem System der neuen Weltwirtschaft zu unterwerfen, deutlich hervortritt. Im dritten Kapitel wird der endgültige Anschluß Chinas an das moderne weltpolitische System geschildert, während das vierte Kapitel die Entwicklung Chinas zeigt in ein „Depressionsgebiet“, in dem die Weltmächte einen bestimmenden Einfluß erlangten.

Im fünften Kapitel behandelt der Verfasser die Entwicklung Chinas seit den Boxerwirren, die chinesische Revolution und den Weltkrieg. Im letzten Kapitel hören wir von den neuen

Problemen, dem Bevölkerungsproblem, dem Industrieproblem und dem Kulturproblem, die besonders in ihrer Bedeutung für Europa und Deutschland erfaßt sind. W.



---

Verantwortlich für die Redaktion des Textes: Richard Wilhelm  
Verantwortlich für die Redaktion der Anzeigen: Der Verlag Niels Kampmann, Heidelberg